

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Shaw, George Bernard  
**Narr oder Weiser**

Anekdoten um Bernard Shaw  
Nacherzählt von Ursula Michels-Wenz

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 3167  
978-3-518-39667-4

suhrkamp taschenbuch 3167

Anläßlich seines 50. Todestags erinnert unsere Sammlung der bekanntesten Anekdoten um Bernard Shaw an den »grandiosen Feuerkopf«, wie ihn ein Zeitgenosse treffend charakterisiert hat, an die außergewöhnliche Persönlichkeit des irischen Dramatikers, der zeit seines Lebens im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit stand. Als »geborener Clown« (Shaw über Shaw) und scharfzüngiger Redner, Kritiker und Essayist entzückte er nicht nur im Theater sein Publikum durch »unnachahmliche Heiterkeit« (Bertolt Brecht): Die Literaturgeschichte kennt keinen zweiten, über den so viele Anekdoten kursieren wie über den großen, bei allem Ruhm einsamen Weisen, der in die Narrenrolle schlüpfte und uns damit »alle beglückt und erzogen hat« (Albert Einstein).

Narr oder Weiser  
*Anekdoten um Bernard Shaw*

Nacherzählt von  
Ursula Michels-Wenz

Suhrkamp

2. Auflage 2018

Erste Auflage 2000

suhrkamp taschenbuch 3167

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2000

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39667-4

## *Inhalt*

Narr oder Weiser. Zur Einleitung 11

Anekdoten 19

Anmerkung und Danksagung 117

Zeittafel 121





*Mensch und Übermensch  
(Shakespeare und Shaw)*



Narr oder Weiser



## Zur Einleitung

Die Überschrift zu den nachfolgenden Anekdoten um Bernard Shaw: *Narr oder Weiser* hat kein Fragezeichen, auch wenn sie als Frage verstanden werden könnte. Denn die Person, der wir uns durch unterschiedlich überlieferte merk-würdige Begebenheiten anzunähern suchen, war beides zugleich – Narr hier und Weiser dort – und darüber hinaus, nach eigener Angabe, mindestens weitere »fünfzehn Personen«, vereint in der Gestalt, die unter dem Markenzeichen G. B. S., der Abkürzung für George Bernard Shaw, weltberühmt wurde.

Die Vielschichtigkeit, die Shaw für sich in Anspruch nahm, wenn man ihn vorschnell festlegen wollte, setzt sich auch in der Art fort, in der er seinen Namen auf ausdrücklichen Wunsch gebraucht haben wollte: G. B. S. ist eine Formel, eine Maske, die er für die Öffentlichkeit trug, ja eigentlich »ein Schwindel«, wie er erklärte, um ein für allemal nicht verwechselt zu werden mit der Rolle, die er, freilich nicht ungerne, spielte: »G. B. S. ist kein wirklicher Mensch. Er ist eine von mir erfundene Legende, eine Pose, ein Name. Der wirkliche Shaw ähnelt ihm nicht im geringsten.« Warum hatte er es nötig, den »wirklichen Shaw« so zu verstecken?

Das Kind, das am 26. Juli 1856 in Dublin geboren wurde – unter der Adresse 3 Upper Synge Street, einem kleinen Backsteinhaus, das heute Shaw-Gedenkstätte ist – taufte die Eltern George Carr Shaw und Lucinda Elizabeth, geb. Gurly, auf den Namen George Bernard Shaw, nannten es aber zunächst »Bob« und später nur noch »Sonny«. Der Schriftsteller, zu dem »Sonny« sich selbst aus ärmlichen Verhältnissen und demütigenden Erlebnis-

sen autodidaktisch emporarbeiten sollte, legte Wert darauf, daß man ihn Bernard Shaw nannte. Und wer etwa zwischen dem Paßeintrag George Bernard Shaw, dem Unterhaltungsetikett G. B. S. und dem *Autoren*namen Bernard Shaw nicht so genau unterscheiden wollte, bekam entsprechende Belehrung, wie etwa ein Verleger, der sich sagen lassen mußte: »Habe ich Ihnen übrigens nicht mitgeteilt, daß mein Autorenname Bernard Shaw ist und daß ›George‹ die schlimmste Beleidigung ist, die ein Verleger oder Manager mir zufügen kann?« – oder die britische Rundfunkanstalt BBC, die Dutzende von Briefen Shaws besitzt, in denen er androhte, ihr sämtliche Senderechte auf seine Texte zu entziehen, wenn sie je wieder etwas von *George Bernard Shaw* ankündigen würde.

Die Vermutung, Shaw habe seine Lebensleistung als Autor nicht mit einem von seinem Vater auf ihn übertragenen Vornamen verknüpfen wollen, weil dieser seinem Sohn vom Schreiben und überhaupt von der Beschäftigung mit den Künsten, abgeraten hatte, trifft zweifellos zu. Aber daraus den Schluß zu ziehen, es habe, etwa wie bei Franz Kafka, einen hochdramatischen Konflikt gegeben, wäre falsch. Ein gut Teil seines kauzigen Humors und seiner oft paradoxen Reaktionsweise, besonders wenn etwas sich emotional zuspitzte, hat Shaw von seinem Vater geerbt und aus dieser, ihn anfangs verunsichernden, Mitgift eine bewährte Überlebensstrategie entwickelt. In einem Kapitel seiner *Sechzehn selbstbiographischen Skizzen* ist folgende Erinnerung überliefert, die Shaw 1901 der Zeitschrift *The Candid Friend* zum Abdruck überließ: »Lassen Sie mich Ihnen eine Geschichte von meinem Vater erzählen. Als ich ein Kind war, tauchte er mich zum erstenmal in der Killiney-Bucht ins Meer. Zur Einleitung hielt er mir eine sehr ernsthafte Predigt, wie wichtig es sei, schwimmen zu ler-

nen, die in den Worten gipfelte: ›Als ich selber ein Junge von erst vierzehn Jahren war, hat meine Schwimmkunst es mir ermöglicht, deinem Onkel das Leben zu retten.‹ Dann, als er mich tief beeindruckt sah, beugte er sich zu mir herab und flüsterte mir vertraulich ins Ohr: ›Und um die Wahrheit zu gestehen, nichts in meinem Leben habe ich nachträglich so sehr bereut.‹ Dann stürzte er sich in den Ozean, erfreute sich an einem erfrischenden Bad und lachte den ganzen Heimweg lang leise in sich hinein. – Nun, ich habe niemals bewußt auf komische Effekte hingearbeitet, sie ergeben sich in meiner Arbeit ganz von selbst. Aber ohne Zweifel besteht irgendein Zusammenhang zwischen dem leisen Lachen meines Vaters und dem Vergnügen, das meine Lustspielmethoden dem Publikum bereiten.«

Auch als die Getreidemühle, die George Carr Shaw mit einem Teilhaber betrieben hatte, vor dem Ruin stand, reagierte der Vater paradox: während sein Geschäftspartner vor Verzweiflung in Tränen ausbrach, zog Shaw senior sich in eine stille Ecke des Lagerhauses zurück, um sich gründlich auszulachen. Als einem gesellschaftlichen »Absteiger« mit wenig Selbstvertrauen stand ihm der Galgenhumor immer am nächsten und in Verbindung damit der Alkohol, zur Enttäuschung seiner Ehefrau und Beschämung seines Sohnes, der ein Leben lang Abstinenzler bleiben wird.

Einen Raum der Zuflucht und Befreiung vor solchen Verunsicherungen schaffte dem Kind die ansonsten wenig zugängliche Mutter, die ihre Desillusionierung über die »unmögliche Ehe« mit einem sichtlich willensschwachen Mann durch aktives Ausüben der Musik, namentlich der Gesangkunst, zu ertragen suchte. Offenen Streit gab es in dieser Familie nicht, das Persönliche machte man mit sich

selbst aus und respektierte die je eigenen Schutzzonen und Kompensationsmöglichkeiten, um den Zumutungen des Alltags gewachsen zu sein. Es herrschte keine liebevolle Atmosphäre, aber auch keine repressive. Und wenn spätere Biographen Shaws entbehrungsreiche Jugend mit Schuldzuweisungen zu Lasten der Eltern, besonders der »kalten« Mutter, überinterpretieren wollten, stießen sie bei ihm auf Granit: Eben dadurch, daß Vater und Mutter sich *nicht* um ihn gekümmert hätten, meinte er, habe er das bestmögliche Rüstzeug für sein weiteres Leben erhalten, nämlich Unabhängigkeit und Selbstgenügsamkeit.

Am 17. Juni 1871 verließ die Mutter Irland, um sich in London als Gesangslehrerin niederzulassen. Ihre beiden Töchter Lucy und Agnes, die älteren Schwestern Shaws, nahm sie mit; »Sonny«, als der jüngste der Familie, mußte beim Vater bleiben und fortan seinen Lebensunterhalt durch Büroarbeit mitverdienen. Um Wissensaneignung und Weiterbildung, nach der er geradezu hungerte, hatte er sich in seiner Freizeit selbst zu kümmern, was er mit solcher Leidenschaft tat, daß das Traumreich, in das er ohnehin gern flüchtete, immer grandioser zu werden begann. Später beschreibt er seine »Fremdheit«, die ihn »mehr zu einem Gast als zu einem Einwohner unseres Planeten« gemacht habe, und fährt fort: »Sei es nun, daß ich von Geburt an geisteskrank oder etwas zu gesunden Geistes war, mein Reich war nicht von dieser Welt. Ich war nur im Reich meiner Phantasie daheim und fühlte mich nur bei den großen Toten wohl.« Zugleich aber wußte er sehr wohl, daß er »sein Leben nicht auf den grünen Hügeln von Irland verträumen« konnte.

Eine Nachricht der Mutter Anfang 1876 über die tödliche Erkrankung der Schwester Agnes bewegte den knapp Zwanzigjährigen, ohne Zögern die Fähre nach England zu

besteigen. Er hatte nichts zu verlieren. Was ihm Halt gab, die vielversprechende Welt der Kunst: seine Vertrautheit mit Musik, Malerei, Literatur, und eine unzerstörbare Erwartung gegenüber der eigenen Zukunft, das nahm er mit.

In London begann der langwierige Prozeß einer Jahre dauernden Entpuppung, an deren Ende G. B. S. und Bernard Shaw sich auf das glanzvollste entfalteten und rund um den Globus zum Publikumsmagneten wurden – G. B. S. als Spaßmacher, Bernard Shaw als theaterfüllender Dramatiker und begehrter Redner zu politischen, religiösen, zeitkritischen und (fast) allen erdenklichen anderen Themen. Er gab seine »Vorstellungen« und blieb als Person im Hintergrund. Seine Waffe gegen die Verletzungen, die der einst träumende »Sonny« sich, seine eigenen Hemmungen überwindend, angeeignet hatte, war von nun an das Wort. Und er führte diese Waffe mit einer Brillanz und Schlagfertigkeit, die selbst seine Gegner vergnügt aufhorchen ließ.

Die meisten seiner Spitzen galten naturgemäß den englischen Zuständen, die ihn, schmerzhafter noch als die Not in Irland, spüren ließen, wie fremd er seiner Umgebung war. Ein amerikanischer Journalist, der Jahrzehnte später einen britischen Kollegen fragte, warum manche Engländer die Witze Shaws nicht gar so erheiternd fänden wie die übrige Welt, erhielt die Antwort: »Die anderen müssen ja nicht mit ihm leben« – eine Erklärung, die Shaw vermutlich goutiert hätte, zumal er zu sich selbst keineswegs ein so affirmatives Verhältnis hatte, wie sein offenbar ungeprübtes Selbstbewußtsein suggerierte. »Ich trumpfe gern ein bißchen auf«, soll er lächelnd gesagt haben, »das mögen die Leute. Bescheidenheit ist besser, wirkt aber langweilig.«

Der vermutlich einzige Mensch, der seine permanente

Anstrengung gegen das Langweiligwirken von Grund auf durchschaute, war seine Frau Charlotte, die erkannte, daß Shaw nur überreagierte, weil er befürchtete, ansonsten kein Gehör zu finden. Er sei, informierte sie einen Reporter im Jahre 1914, das genaue Gegenteil von allem, wofür die Welt ihn halte: »Er ist nicht der unverfrorene, auftrumpfende Mensch der Volksmeinung. Er ist von Natur aus schüchtern und zurückhaltend, still und reserviert. Er läßt aber diesen Teil seines Wesens nicht die Oberhand gewinnen. Er drängt ihn weg... weil er meint, nur so sei es ihm möglich, seine Ideen und Überzeugungen zu propagieren.«

Es ist hier nicht der Ort, auf weitere psychologische oder biographische Details einzugehen; darüber gibt es ausführliche Darstellungen in hervorragend recherchierten Lebensbeschreibungen. Doch sollte man den Boden kennen, aus dem die explosive Mischung des typisch Shawschen Humors, wie er gerade auch in den Anekdoten zum Ausdruck kommt, immer wieder herausplatzt. Wenn er sprach, wartete sein Publikum gespannt auf den überraschenden »Gag«, und es mußte nicht lange warten, weder im Theater, wo seine Figuren in geistreichem Schlagabtausch Klartext redeten, noch im persönlichen Umgang. Alles, was man bei ihm voraussagen konnte, war, daß etwas Unerwartetes kommen würde und daß man darüber lachen konnte.

Diese Voraussetzungen bilden ein unbestreitbar günstiges Klima für die Entstehung und Weiterverbreitung von Anekdoten. Und tatsächlich gibt es keinen zweiten Autor der Literaturgeschichte, über den so viele Geschichten der anekdotischen Art kursieren. Ob sie alle der »Wirklichkeit« entsprechen, sei dahingestellt: Shaw selbst behauptete, die überwiegende Mehrzahl sei erfunden gewesen.

Fast scheint es, als habe ein Bedürfnis nach immer neuen Unerhörtheiten bestanden, die man ihm in den Mund legen konnte; ja, in einigen Fällen ist sogar die »Falschheit« erwiesen, ohne daß der tradierte Fundus dadurch geschrumpft wäre. Aber es geht bei diesen, anfangs vor allem mündlich erzählten, Geschichten auch nicht so sehr um nachweisbare Wirklichkeit wie um psychologische oder wenigstens potentielle Wahrheit. Insofern hat der Volksmund, ja sogar der Klatsch, eine gewisse Berechtigung, seine »Fußnoten« zu einem öffentlichen Leben und Werk hinzuzufügen.

In unserer Sammlung sind jedoch nicht nur die kurzen Standardanekdoten vertreten, die in zum Teil stark divergierenden Abweichungen heute noch zu hören und zu lesen sind (wobei es durchaus vorkommt, daß Shaw mit Mark Twain verwechselt wird), sondern auch wo möglich längere Zusammenhänge zeitraffend dargestellt, an deren Verknüpfungen oder Endpunkten Anekdotisches entstand. Diese ausführlicheren »Kettenreaktionen«, die biographische Schwerpunkte und Entwicklungen beschreiben, sind sämtlich verbürgt und anhand von Briefen und Dokumenten verifizierbar, so daß sich die vorliegende Anthologie wesentlich unterscheidet, wenn nicht gar abgrenzt, von allen bisherigen Publikationen mit Shaw-Anekdoten, denen sie nichtsdestoweniger zu Dank verpflichtet ist.

Unsere vorrangige Aufmerksamkeit gilt, über die Unterhaltungsakrobatik hinaus, dem Autor Bernard Shaw und der Person, die dahintersteht, ohne daß das Eigenleben des unvergleichlichen G. B. S. deshalb vernachlässigt worden wäre. Denn daß das Überspielen eigener Unzulänglichkeiten, aus Selbstschutz und Stolz, einem Antrieb entsprang, der dem Außenseiter half, sich und andere zum Nachdenken zu bringen, darf nicht außer acht gelassen werden.

Shaw selbst hat dieses Spiel bis zum Schluß durchgehalten, wie ein von der Schauspielerin Lilli Palmer erzähltes Erlebnis sehr schön veranschaulicht: Sie hatte den vierundneunzigjährigen, fast gehunfähigen Shaw noch kurz vor seinem Tod in seinem Haus in Ayot St. Lawrence besucht. Er ließ es sich nicht nehmen, mit ihr, mühsam, aber aufrecht, durch den Park zu gehen und sie, so gut er konnte, zu unterhalten. Beim Abschied winkte er ihr fröhlich nach und rief ihr zu – ganz G. B. S.: »Na, habe ich eine gute Vorstellung gegeben?«

In seinem Nachruf auf Bernard Shaw, den Thomas Mann über Radio BBC sprach, nennt der deutsche Kollege ihn den »lachenden Propheten einer vom Tragischen emanzipierten und entdüsterten Menschheit«: »Unermüdlich hat er die glänzende Waffe seines Wortes und Witzes eingesetzt ... gegen die Dummheit. Er hat sein Bestes getan, die unheilvolle Spannung zwischen Wahrheit und Wirklichkeit auszugleichen und behilflich zu sein, die Menschheit auf eine neue Stufe ihrer sozialen Reife zu heben. Über das Allzumenschliche hat er sich lustig gemacht, doch nie über den Menschen. Er war ein Freund der Menschlichkeit, und so, denke ich, wird er in ihrem Gedächtnis, in ihrem Herzen leben.« Damit könnte Shaws eigene Prognose widerlegt werden, der auf dem Höhepunkt seines Ruhmes von einer Zeitung gebeten worden war, seine eigene Grabinschrift zu entwerfen. Er zeichnete einen von Unkraut überwucherten Stein, auf dem zu lesen war: »Hier ruht Bernard Shaw. Wer zum Teufel war das?«

*U. M.-W.*

## *Anekdoten*

